

»Entheimatet«

Renate S. Meissner

»Entheimatet«

Erinnertes Leben – erzähltes

Renate S. Meissner

Was bedeutet erinnertes Leben – erzähltes Gedächtnis? Wie wird erinnertes Leben zu erzähltem Gedächtnis? Welche Transformationen müssen stattfinden, bis Betroffene ihr erinnertes Leben zum erzählten Gedächtnis machen? Welche Phasen durchläuft dieses Wissen, was bedeutet dieser Prozess für die Personen selbst?

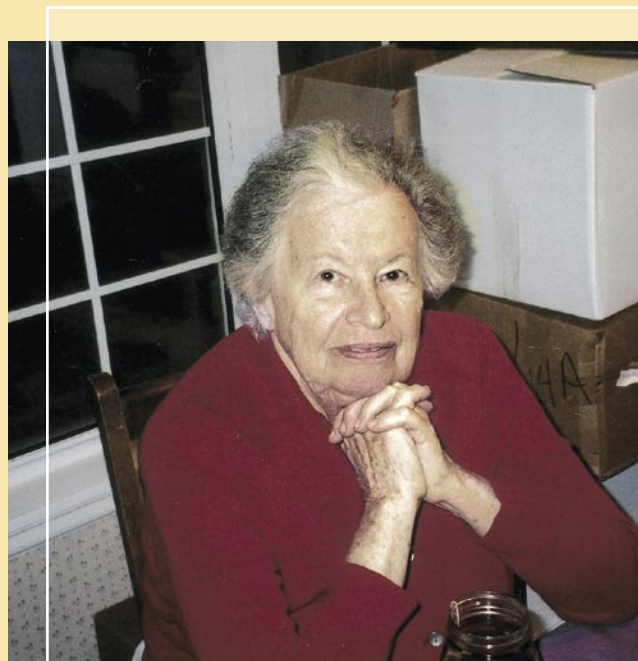
Die Erfahrung im Kontakt mit Opfern des nationalsozialistischen Regimes hat gezeigt, dass es neben den emotionalen Anstrengungen für viele der Betroffenen auch eine befreiende Wirkung haben kann, wenn sie durch Erzählen oder Niederschreiben ihr erinnertes Leben zu einem erzählten Gedächtnis machen. Ihre Erinnerungen werden dadurch zu einem allgemeinen Gedächtnisgut und lassen die nachfolgenden Generationen an der persönlichen Geschichte, die nicht nur ihr Leben gravierend bestimmt hat, sondern auch ein Mosaikstein der Gesamtgeschichte ist, teilhaben. Es erhellt die Gesamtzusammenhänge, vervollständigt das Bild bzw. zeigt Details, zeichnet die entsetzlichen Facetten, unter denen die Opfer des nationalsozialistischen Regimes zu leiden hatten, und leistet somit einen wesentlichen Beitrag zum Verstehen und Verständnis. Man könnte sagen, dass bei der Transformation von erinnertem Leben zum erzählten Gedächtnis eine Brücke zu einem Dialog geschlagen wird. Auch wenn dieser Dialog zwischen ErzählerInnen und Lesenden zumeist ein stummer bleibt, so ist deren ganz persönliche Geschichte doch in die öffentliche Welt, in das gesellschaftliche Gedächtnis gelangt.

Im vorliegenden Beitrag haben sich sechs Personen,¹ alle Opfer des Nationalsozialismus, bereit erklärt, aus ihrem erinnerten Leben ein erzähltes Gedächtnis werden zu lassen. Sie leben heute auf fünf verschiedenen Kontinenten in fünf Ländern: Australien, Indien, USA, Simbabwe und Österreich.

Bei allen handelt es sich um Antragsteller/innen des Nationalfonds und/oder des Allgemeinen Entschädigungsfonds der Republik Österreich für Opfer des Nationalsozialismus. Sie haben ihre Erinnerungen an ihr Leben, ihre Verfolgung sowie ihren Neubeginn in einem anderen Land bei ihrer Antragstellung im Zuge der späten Anerkennung durch die Republik mit uns geteilt.² Zwei der erzählenden Personen wurden aus politischen Gründen verfolgt und geben Einblick, wie es ihnen beim Verbleib in ihrem eigenen Land ergangen ist.

Janet Zwiebel, geb. Finni Jetty Nussbaum, 2005. Foto: Privatsammlung Janet Zwiebel

Rechte Seite: Kinderfoto von Felice Mathur. Foto: Privatsammlung Felice Mathur



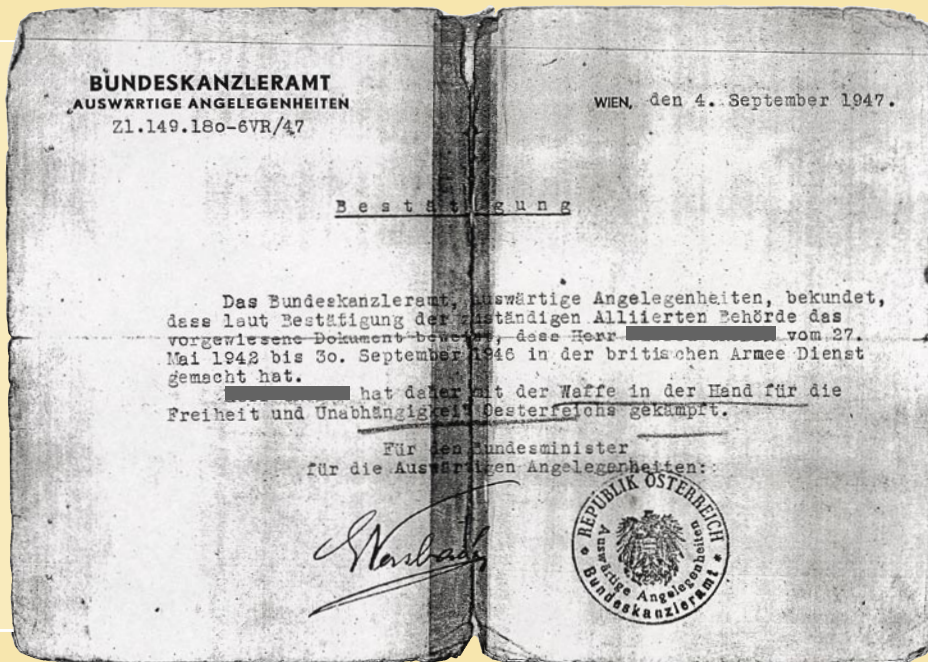
Gedächtnis aus fünf Kontinenten

Janet Zwiebel, Florida:
**»Ich werde den Tag des »Anschlusses«
 niemals vergessen ...«**

Ich werde den Tag des »Anschlusses« niemals vergessen. Freitag Nacht hatten wir keine Ahnung, dass die deutschen Truppen über die Grenze kamen. Am Samstag Morgen, dem 12. März 1938, als ich zur Schule ging, war es mir plötzlich bewusst, dass etwas geschehen war, denn die Gebäude auf der Rotenturmstraße waren vollkommen mit Nazifahnen bedeckt. Es war früh und kaum ein Mensch auf der Straße zu sehen. Auf meinem Mantel hatte ich am Revers die österreichische Fahne mit dem Motto »Seid einig«.³ Plötzlich kam ein Mann auf mich zu, der mit jemandem im Eingang eines Gebäudes wartete, und riss mir diese Spange vom Revers. Der zweite Mann sagte zu mir: »Sagen Sie nichts, gehen Sie weiter!« In diesem Moment wurde mir klar, dass der »Anschluss« begonnen hatte. Ich erreichte die Schule und fand einige Mädchen tanzend und voll Freude beim Eingang. Eines dieser Mädchen war meine Schulkollegin, die hinter mir saß. Ich hatte keine Ahnung, dass sie eine Nazi war. Ich kam ganz erschüttert und krank nach Hause. Die Änderungen in unserem Leben folgten schnell. Mein Vater, der ritueller Schlächter bei der Jüdischen Kultusgemeinde war, wurde kurz danach von einigen SS-Leuten in einem Auto abgeholt. Meine Mama und meine Geschwister wussten nicht, warum und ob wir ihn je wieder sehen werden. Es wurde ein Propagandafilm gedreht, wie Papa uns später erklärte. Er musste im Schlachthaus das Schlachten vorführen. Wiederholt wurde Papa verfolgt und zum »Spottspielen« benützt. Er war als religiöser Mensch mit seinem Bart und seiner Kleidung leicht als Jude zu erkennen. Papa konnte seinen Beruf nicht mehr fortsetzen. Das koschere Schlachten war eingestellt. An einem Abend



im September (ich glaube, es war der 26.) wurde Verdunklung erklärt. Es war ein Freitag Abend und die ganze Stadt war im Dunkeln. Wir waren schon längst ins Bett gegangen, als meine Eltern durch lautes Bimmeln an der Tür geweckt wurden. Die Leute in SA-Uniform forderten mit lauter Stimme, dass sie meinen Vater wollten. Meine Mutter bettelte, dass sie uns in Ruhe lassen sollten, doch es half nichts. Die Türe war an einer Kette und im Spalt ein Revolver sichtbar. Verzweifelt weckte uns Papa und schrie: »Kinder, macht alle Fenster auf,



Bestätigung, dass Maximilian Stern* »mit der Waffe in der Hand für die Freiheit und Unabhängigkeit Österreichs gekämpft« hat.

Rechte Seite, links: Die Mutter und die beiden Schwestern Maximilian Sterns* 1941. Foto: Privatsammlung Maximilian Stern*
Rechte Seite, rechts: Felice Mathurs Mutter und Schwester Grete 1939 in Wien. Foto: Privatsammlung Felice Mathur

dreht alle Lichter an und schreit um Hilfe!« Es war wie ein böser Traum. Wir schrieten um Hilfe, bis jemand die Polizei rief. Als die Polizei erschien, konnten wir die Stimmen unten hören, wo sich eine ganze Gruppe mit SA-Leuten angesammelt hatte, und endlich wurden sie vertrieben. Mit erstem Tageslicht verließ Papa unser Heim und blieb versteckt, bis wir Wien verließen. Meine Tante, die nicht mit uns mitkommen konnte, ist zurückgeblieben und hat ihr Leben im Konzentrationslager verloren. Als der großersehnte Tag kam, wo wir ein Taxi zum Bahnhof nahmen, hielt der Chauffeur das Geld zurück, eine viel größere Summe als ihm gebührte. Dies war die letzte Abschiedserinnerung für uns von Wien, die Stadt, die wir liebten.

Maximilian Stern*, Sydney: »Von Menschenwürde war keine Rede mehr ...«

Ich wurde im September 1922 in Wien geboren und gemäß Geburtsschein und Heimatschein war ich noch bis 13. März 1938 österreichischer Staatsbürger. Wegen des »Anschlusses« an das Deutsche Reich wurde die Lebensexistenz für mich sowie für meine Mutter und Geschwister gänzlich bedroht. Ich durfte als Jude weder lernen noch eine Lehrstelle annehmen, keine Parkanlagen betreten, weil es Juden und Hunden verboten war; und diese Erfahrung habe ich gemacht, als ich mit meinem Bruder Klaus zusammen auf einer Bank im Wiener

Augarten saß: Es war Mitte Mai 1938, da kamen drei HJ-Buben im Alter von ungefähr elf bis zwölf Jahren auf uns zu. Zuerst haben sie uns verspottet und nachher ordentlich verprügelt und wir konnten uns nicht wehren, und wenn der Parkwächter nicht zu den HJ-Jungen gesagt hätte, dass sie uns in Ruhe lassen sollen, so wären wir vielleicht gar nicht am Leben geblieben. Solche und ähnliche Vorfälle sind uns noch einige Male auf der Straße passiert und das war der Anlass, so schnell wie möglich unsere Heimat unfreiwillig zu verlassen, um noch weiteren Verfolgungen zu entgehen. Es war kein leichter Entschluss für uns, mit 15 und 17 Jahren, ohne Lebenserfahrung und nicht einen Groschen in der Tasche, nur mit der Kleidung, die wir am Leibe trugen, aus Österreich wegzugehen. Wir waren uns des Ausmaßes, welcher Gefahr wir ausgesetzt sind, überhaupt nicht bewusst, aber wir mussten es tun, um unser nacktes Leben zu retten. Als es dann am 16. Juni 1938 so weit war und wir uns von unserer Mutter und unseren Geschwistern verabschiedet haben, weinten alle fürchterlich und konnten es nicht begreifen und sagten, es sei ein Wahnsinn; und unsere Mutter sagte: »Kinder, ich werde euch nie wiedersehen.« Die nachfolgenden Ereignisse kann ich hier nicht in allen Einzelheiten aufzählen, denn sie sind ohne Ende.

Wir fuhren mit einem Autobus Richtung Oberhollabrunn. Einige Kilometer vor Oberhollabrunn stiegen zwei Gestapobeamte ein, kamen direkt auf uns zu und sagten zu uns: »Ihr wollt über die Grenze in die Tsche-

choslowakei, aussteigen!« und wir wurden dann in einen Bauernhof nahe der Straße geführt. Gleich beim Eingang auf der rechten Seite in diesem Haus war ein Raum, in dessen Mitte nur ein großer Eichenschreibtisch mit großen Schubladen stand. Hinter diesem Schreibtisch saß ein Gestapobeamter, groß und schlank, zirka 32 Jahre alt, der uns vernahm und uns ausfragte. Das Allererste, was er uns fragte, war, ob wir Geld, Gold, Diamanten oder sonstige Wertgegenstände hätten. Als wir ihm antworteten, dass wir weder Geld oder Gold noch sonst irgendetwas hätten, wurde er ungemütlich und schrie uns an: »*Saujuden, warum lügt ihr!*« Er rief einen Mann herein mit Namen Franz, der sofort hereinstürmte und uns anschrte: »*Ausziehen, alle Kleider ausziehen!*« Er untersuchte unsere nackten Körper und



schaute uns sogar in den Hintern hinein mit einer Taschenlampe und zerschnitt sämtliche Nähte an unserer Kleidung, um zu prüfen, ob dort nichts versteckt sei. Mit den Kleidern in der Hand wurden wir wie Rindvieh in eine große Halle gejagt, wo bereits hunderte Männer, Frauen und Kinder auf dem Zementboden lagen oder saßen, viele mit weit geöffneten Augen, die ganz verwirrt auf ihr trauriges Schicksal warteten. Beim Einbruch der Dämmerung, ungefähr um acht Uhr abends, wurde ein wenig Essen in die Halle gebracht, bestehend meistens aus Brotstollen oder Sandwichs, welche sie den Opfern zuerst abgenommen hatten. Aber nicht viele dieser Menschen zeigten Interesse oder Appetit, nur die kleinen Kinder schrien vor Hunger. Die schlaflose Nacht dauerte eine Ewigkeit, das Heulen der Kinder und das Stöhnen ihrer Mütter machten es noch viel schlimmer.



Kurz gesagt, wir wurden ungefähr sechs Wochen zwischen der österreichischen und tschechoslowakischen Grenze bei Oblas, nahe Znaim, hin und her gejagt wie Rinder und in Gefängnisse verbracht – ohne Nahrung. Dafür gab es Misshandlungen, von Menschenwürde war überhaupt keine Rede mehr. Mit ein wenig Glück gelang es mir und meinem Bruder, Brünn zu erreichen, wo wir einen Onkel und eine Tante hatten. Drei Monate später schlossen wir uns der Zionistischen Jugendgruppe an und konnten zum Glück in den nächsten illegalen Transport nach Palästina eingereiht werden. Um den 29. Oktober 1938 wurden zweihundert Leute, meistens Jugendliche, auf das Donau-Passagierschiff *Minerva* in Bratislava eingeschifft. Unter Begleitung der Gestapo fuhren wir die Donau hinunter bis zum Schwarzen Meer, Delta-Hafen Sulina, wo wir in einen Kohlenfrachter, eine Art türkisches Piratenschiff von 800–1000 Tonnen mit dem Namen *Jepa*, umstiegen. Die Besatzung der Schiffsmannschaft zählte acht Mann inklusive Kapitän. In dieses Schiff wurden wir wie Rindvieh verfrachtet, im Innenraum des Schiffes lagen wir wie Sardinen auf den kalten feuchten Holzplanken im Laderaum. Unter solchen unmöglichen Umständen ging die Reise nach Palästina los, sie dauerte eine Ewigkeit. Die Nahrung bestand nur aus bitterem schwarzen Tee mit Rum und ein wenig Zwieback. Noch dazu wurden wir aufgrund der Stürme und des starken Seegangs alle sekrank und sahen kaum das Tageslicht. Man schrie nach Wasser oder nach etwas zum Essen, aber niemand hörte unsere Hilferufe. Einige Frauen und Kinder bekamen



Die Eltern von Felice Mathur nach ihrer Heirat 1919. Alle Fotos: Privatsammlung Felice Mathur

Rechte Seite, links: Felice Mathur (Mitte) bei einer Konferenz in Mysore 1956
Rechte Seite, rechts: Felice Mathur bei einem Besuch im Wiener Prater 2002

Felice

für sexuelle Gefallen ein Glas Wasser von der Schiffsmannschaft. Die Toilette bestand aus Brettern, die über die Schiffseite ins Meer ragten und für die englische Kriegsmarine vor der palästinensischen Küste eine Zielscheibe, da »illegale Schiffe«, waren. In der Nacht vom 17. zum 18. Dezember 1938 gelang es endlich, in Palästina zu landen, der Landungsort an der Küste hieß Netanya. In Palästina selbst war das Leben auch nicht leicht, denn die Unruhen zwischen Juden und Arabern wurden von Tag zu Tag immer heftiger. Am 25. Mai 1942 ging ich als fast zwanzigjähriger Freiwilliger zur britischen Armee. Bei der Aszendierung beim Militär hatte ich fast versagt, weil ich für mein Alter zu klein und unterernährt war, aber für die Infanterie gaben sie mir eine Chance. Ich diente u. a. in Ägypten, Libyen, Italien und Frankreich. Am 30. September 1946 wurde ich schließlich von der Armee entlassen.

Ende Oktober 1947 kam ich in Wien an, in der Hoffnung, als Fünfundzwanzigjähriger in meiner alten Heimat eine Zukunft aufbauen zu können. Solange die alliierte Besatzung dort war, erhielt ich Jobs sowohl bei den Engländern als auch bei den Amerikanern. Aber von den österreichischen Ämtern erhielt ich weder die minimalste Hilfe noch Verständnis. So habe ich bald wieder beschlossen auszuwandern, entweder nach Australien oder nach Nordamerika, je nach erster Möglichkeit. Bis zu meiner endgültigen Auswanderung Mitte Oktober 1951 bekam ich nur Gelegenheitsarbeiten vom Arbeitsamt der Kraftfahrer und Hilfsarbeiter, Wien 6,

Mollardgasse 8, wo ich regelmäßig zweimal in der Woche stempeln gehen musste, damit ich Arbeitslosengeld erhalten konnte.

In einem Brief an den Nationalfonds erzählt Herr Stern die näheren Umstände und das Schicksal seiner Mutter sowie seiner beiden Schwestern:

Ich wende mich persönlich an Sie, Frau Generalsekretärin Mag. Hannah Lessing: Als Sie vor einigen Jahren in Sydney in der Jewish Museum Maccabean Hall waren, um über den Nationalfonds zu sprechen, hatte ich die Gelegenheit, mit Ihnen persönlich zu sprechen. Ich erwarte zwar nicht, dass Sie sich an mich erinnern, möglich sei es doch! Um zum Punkt zu kommen: Ich wollte bloß noch über das traurige Schicksal meiner Mutter und meiner beiden Schwestern erzählen: Im Wohnhaus in Wien im 20. Bezirk, Universumstraße 38, wohnte eine Frau im dritten Stock; ihr Name ist mir nicht mehr bekannt. Diese Frau hatte es schon lange auf unsere Wohnung im Mezzanin abgesehen gehabt, weil sie zu bequem war, die Stiegen in den dritten Stock zu steigen. Sie hat meine Mutter delogieren lassen mit der Hilfe der NSDAP, wo sie vielleicht Mitglied gewesen ist, mit der Begründung, das Haus in der Universumstraße 38 »judenrein« und »judenfrei« zu machen. Dies alles geschah zwischen Ende 1940 und März 1941. Ohne vorherige Warnung irgendeines Amtes wurden alle Möbel und Küchengeräte sowie sämtliche persönlichen Sachen auf die Straße gestellt. Was mit diesen

passiert ist, wusste niemand. Diese Information erhielten wir nach dem Krieg 1945/1946 von drei Frauen, die noch in demselben Haus wohnten und meine Mutter gut gekannt hatten. Frau G., die im zweiten Stock mit ihrer Tochter wohnte, dann eine gewisse Frau M., die im ersten Stock wohnte, und unsere unmittelbaren Nachbarn. Was konnte meine arme, verhungerte Mutter gegen die Gewalt tun? Nun zum Punkt: Wie viel damals im Jahr 1941 die aus Eichenholz bestehende Schlafzimmereinrichtung sowie die Küchengeräte, der Ofen und die anderen Möbel wert waren, weiß ich nicht, da ich damals als Sechzehnjähriger weder verstehen noch begreifen konnte, was da passiert ist. Soweit ich mich erinnern kann, handelte es sich um eine Zinswohnung, in der wir wohnten, und das ist alles, was ich weiß. Meine Schwester Klara erlitt durch diese Aufregungen einen Herzanfall und wurde ins Spital eingeliefert, wo sie im Februar 1941 starb. Meine Mutter wurde am selben Tag mit meiner Schwester Sophie in ein Sammellager in Wien im 9. Bezirk, Fechtergasse, eingeliefert, wo sie zirka sechs bis neun Monate unter unmenschlichen Umständen lebten, bevor sie gemeinsam mit zirka 600–700 Personen in das Ghetto Kielce nach Polen abtransportiert wurden, von wo sie nie wieder zurückkamen. Kurz gesagt, unsere Wohnungseinrichtung und unsere persönlichen Wertgegenstände hatten für uns Überlebende und Hinterbliebene einen unbezahlbaren Wert.



Aufgrund dessen, dass ich seelisch aus der Lebensbahn geschleudert wurde, leide ich seit damals an Komplexen sowie an ständiger Migräne und Schlafstörungen. Auch wenn der Arzt oder Spezialist physisch nichts bei mir finden kann, ist dies noch lange kein Beweis,

dass ich nicht leide, aufgrund dessen, was ich alles durchmachen musste. Jetzt nach fünfzig Jahren wäre es Zeit, dass mir die österreichische Regierung beisteht und einsieht, dass mir Unrecht getan wurde und mich nicht allzu lange warten lässt sowie guten Willen und Verständnis zeigt, denn mit 73 Jahren hat man nicht mehr sehr viel Zeit, ein wenig Gerechtigkeit zu erwarten.

Felice Mathur, Indien: »I guess I was very lucky!«

Ich danke Ihnen besonders für Ihr Interesse, Opfern des Nationalsozialismus behilflich zu sein. Ich glaube, ich hatte in meinem früheren Schreiben schon erwähnt, dass es meinen Eltern finanziell recht gut ging. Meine Mutter war eine richtige Sammlerin, noch als meine jüngere Schwester und ich Kleinkinder waren, sammelte sie schon für unsere »Ausstattung« – Perserteppiche, Silber,



etc. Wir hatten in unserer Wohnung schöne Gemälde, antike Möbel und insbesondere eine gute Bibliothek – alle Klassiker in Leder gebunden, eine enorme Bibel (in Leder), handgeschrieben und mit viel Gold bemalt. Ich war sehr jung und schätzte dies alles nicht – es war eben alles da – Kinderfräulein, Köchin, Auto mit Chauffeur – I guess I was very lucky! Da ich ja von 1939 an elf Jahre lang in England war und ich mir irgendwie eine Existenz aufbauen musste, dachte ich nicht an Entschädigungen und wusste auch nichts darüber. Und seit 1950 bin ich in Indien, also so weit weg von allem ...

Ich wohnte in Wien im 3. Bezirk bis zu meiner Emigration Ende Mai 1939 – davon über ein Jahr unter occupation. Im März 1938 musste ich das Realgymnasium,

Gertrud Gabernig, geb. Bernthaler, 1942 als Lehrerin in Selzach im deutsch besetzten Oberkrain. Foto: Privatsammlung Gertrud Gabernig



die siebte Klasse, wegen meiner jüdischen Religion verlassen. In normalen Zeiten hätte ich weiterstudiert nach der Matura – die Universität besucht. So musste ich also die Schule unterbrechen und im April 1939 nach England als »domestic servant« auswandern. Natürlich hatte ich dann kein Geld, um dort zu studieren. Daher konnte ich nie einen guten Beruf erlernen. Vor meiner Auswanderung half ich für zirka drei bis vier Monate meinem angeheirateten Onkel, der Zahntechniker



Die Geschwister von Gertrud Gabernig 1927 (v.l.n.r): Franzi, Trude, Pepi, Martha und Ewald Bernthaler im Garten der Volksschule St. Peter im Holz. Foto: Privatsammlung Gertrud Gabernig

war, um beschäftigt zu sein. Mein Vater wurde Anfang April 1938 nach Dachau geschickt – er war Kaufmann und hatte einige Fleischgeschäfte, die ihm sofort weggenommen wurden, wie auch unser Auto und unser Lastwagen. Wir lebten vom Verkauf von Schmuck und Teppichen, später, nach meiner Auswanderung nach England (als Hausgehilfin), verschwanden mein Vater und meine jüngere Schwester in Polen. Meine Mutter, die »Arierin« war, starb an Krebs während des Krieges.

Als ich nach England kam, war ich noch nicht einmal 19 Jahre alt, hatte nur zehn Reichsmark und keine Wertsachen mit und konnte nicht sehr gut Englisch. Bis zu meinem 18. Lebensjahr hatte ich ein »Fräulein«, war also sehr behütet erzogen worden.

Ich war viel zu jung, als ich Wien verließ im Jahr 1939, alles Materielle interessierte mich einfach überhaupt nicht – und so ist es auch noch heute.

Was ich aber wissen möchte ist, wo, wann und wie mein Vater gestorben ist, und meine jüngere Schwester, Greta Spiegel (ermordet in Auschwitz ?) – und das habe ich leider niemals erfahren – suchte beim Roten Kreuz an – nichts.⁴ Und das ist es, was mir im Leben fehlte – nicht der blöde Schmuck, die Perserteppiche, die Bilder .

Ich lebe seit 1950 in Südindien, 1956 verließ ich meinen indischen Mann, und lebe seit dieser Zeit alleine. Und jetzt bin ich fast 81 Jahre alt und bin total alleine – habe keine Kinder – niemanden. Kein Mensch würde sich jemals über etwaigen Nachlass kümmern.



Gertrud Gabernig 1981.
Foto: Privatsammlung
Gertrud Gabernig

Kurt Huber*, Österreich⁵: »Mit dem Fahrrad in die Freiheit«

Im November 1941 führten Arbeitskollegen von mir (da ich in einem Rüstungsbetrieb, der Hütte Donawitz, arbeitete, musste ich nicht einrücken) eine Spendensammlung zugunsten von Frauen und Kindern politisch Verfolgter und deswegen Inhaftierter durch. Mit dem gespendeten Geld hätten für diese bedürftigen Menschen zu Weihnachten Lebensmittel und andere notwendige Dinge gekauft werden sollen. Ich beteiligte mich an dieser Sammlung mit der Spende eines kleinen Geldbetrages, da mir die Not dieser Menschen zu Herzen ging. Der Ordnung wegen wurde bei dieser Sammlung eine Spenderliste geführt, in die auch ich mit meiner Spende aufgenommen wurde. Diese Liste gelangte unglücklicherweise in die Hände der Gestapo. Um die Mittagszeit des 13. November 1941 wurde ich von der Gestapo an meinem Arbeitsplatz in der Hütte Donawitz aufgesucht und festgenommen. Ohne mir den Grund für meine Festnahme zu sagen, sperrte man mich in eine finstere Kammer am Werksgelände. Erst gegen Mitternacht wurde ich abgeholt und in das Strafgefangenenhaus in Graz verbracht. Dort stieß man mich in eine völlig verdunkelte inventarlose Zelle, die schon mit Männern überfüllt war. Den genauen Grund meiner Verhaftung und die Tatsache, dass ich nunmehr in Untersuchungshaft war, erfuhr ich erst nach einigen Tagen.

Die nachfolgende Zeit war für mich nur schwer zu ertragen. Mir war es schlichtweg unbegreiflich, warum ich eingesperrt worden war. Ich durfte keinerlei Besuche oder Post empfangen, mithin auch nicht mit meiner Ehegattin Barbara Kontakt aufnehmen. Diese musste sich in dieser schon unter herkömmlichen Umständen schweren Zeit völlig alleine ohne jede Hilfe durchbringen; und zwar nicht nur sich selbst, sondern auch unse-

re Kinder Kurt, der 1937 geboren worden war, und Karl, der sieben Monate nach meiner Verhaftung zur Welt kam. Das belastete mich sehr. Dazu kamen die zum Teil furchtbaren Haftbedingungen. Meine Zelle lag unmittelbar über dem Raum, in dem die Häftlinge geköpft wurden. Ich musste daher mitanhören, wie Menschen um ihr Leben bettelten, verzweifelt schrieten und letztlich durch das Fallbeil ermordet wurden. Nicht zuletzt führte mich der bohrende Hunger, den ich wegen der kärglichen Kost (Krautsuppe mit einem Stück Brot und Kaffee als Standardration) leiden musste, an die Grenzen meiner Belastbarkeit. Nahrungsmittel, die Barbara sich und den Kindern vom Mund absparte und mir schickte, wurden, wie ich erst später erfuhr, niemals an mich weitergeleitet.

Erst mehr als ein Jahr nach meiner Verhaftung fand eine Gerichtsverhandlung statt. Mir war zwar ein Pflichtverteidiger beigelegt, dessen Aufgabe bestand jedoch offensichtlich bloß darin, dem Verfahren den Schein der Rechtmäßigkeit zu verleihen. Das »Gericht« verurteilte mich wegen meiner Weihnachtsspende nach nur wenigen Minuten der Verhandlung »wegen Vorbereitung zum Hochverrat« zu fünf Jahren Zuchthaus und fünf Jahren Ehrverlust. Zugleich wurde bestimmt, dass ich in das Lager Mauthausen überstellt werden sollte, um dort meine Haftzeit zu verbüßen. Meine Papiere waren schon in Mauthausen eingelangt, da suchte die Gefängnisverwaltung in Graz unter den Häftlingen einen Gemüsegärtner. Zumal ich diesen Beruf erlernt hatte, meldete ich mich. Nachdem ich meine Fachkenntnisse unter Beweis gestellt hatte, bestimmte man, dass ich in der gefängniseigenen Gemüsegärtnerei als Gärtner arbeiten solle. Zugleich wurde meine Überweisung nach Mauthausen aufgeschoben. So arbeitete ich von früh morgens bis spät abends im Garten und verbrachte nur die Nächte in der Zelle. Da der Bedarf an Gemüse ein großer war, hatte ich (wie mir freilich nach dem Krieg erst wirklich bewusst wurde) das Glück, dass sich die Gefängnisverwaltung bis zum Ende meiner Gefangenschaft weigerte, den regelmäßig erfolgten Anordnungen der Überstellung meiner Person nach Mauthausen zu entsprechen. Nur am Rande sei erwähnt, dass es mir meine Tätigkeit auch ermöglichte, den Gefangenen verdeckt Nahrungsmittel aus dem von mir betriebenen Gemüseanbau zukommen zu lassen.

Nichtsdestotrotz war auch diese Zeit der »regulären« Haft eine schwere. Seelische Belastungen und trotz Gärtnerei nur kärgliche Kost führten dazu, dass ich Mitte 1943 schwer erkrankte. Ich magerte völlig ab und verlor sämtliche meiner Haare (sie wuchsen später nicht mehr



Porträt von Franz Bernthaler in Gestapohaft in Klagenfurt, Juli 1943, gezeichnet von seinem Mithäftling Tollinger, der später in Graz als Regimegegner geköpft wurde. Quelle: Privatsammlung Gertrud Gabernig

Franz Bernthaler 1942. Foto: Privatsammlung Gertrud Gabernig

nach). Es stellten sich eine Lungenentzündung und eine fiebrige Gelenksentzündung ein. Ohne mich bewegen zu können, kam ich in die Krankenstation. Dort fand ich glücklicherweise die liebevolle Pflege eines Mithäftlings. So gelang es mir in der Folge, mich langsam zu erholen.

Als die Russen am Ende des Krieges nahe an Graz herangekommen waren und schwere Bombardements auch in der unmittelbaren Nähe des Gefängnisses stattfanden, verließen die Nazis das Gefangenenhaus. Nur wenige Wachorgane, zum Großteil verdeckte Regimegegner, blieben zurück und entließen die Inhaftierten in die ersehnte Freiheit. So wurde auch ich, mit einem Entlassungsschein ausgestattet, am 4. April 1945 entlassen. In einem Bombentrichter fand ich ein Fahrrad, das ich so weit reparierte, dass man damit fahren konnte. Sodann machte ich mich auf den Weg in Richtung Trofaiach. Aufgrund der Kriegswirrnisse war die Fahrt nicht nur beschwerlich, sondern auch überaus gefährlich. Nahe Frohnleiten wurde ich von deutschen Soldaten, die noch nicht kapituliert hatten, aufgegriffen und zu einer Kommandostelle geführt. Von dort aus sollte ich an die nahe Ostfront gebracht werden. In einer unübersichtlichen Situation nutzte ich die Gelegenheit und ergriff die Flucht. Vorbei an Gefangenentransporten und Armeeeinheiten gelangte ich völlig erschöpft nach Trofaiach zurück zu meiner Familie. Hier sah ich übrigens

erstmalig mein Kind Karl. Die Wiedersehensfreude war allerdings eine nur kurze. Einen Monat nach meiner Rückkehr wurde nämlich mein älterer Sohn Kurt von einem russischen Panzer überrollt und getötet.

Gertrud Gabernig, Österreich: »Ein zweiter Massenmord in Stein«

Mein Vater, der Oberlehrer Franz Bernthaler, wurde im März 1938 aus rein politischen Gründen als Lehrer und Schulleiter der Volksschule St. Peter im Holz, Gemeinde Lendorf bei Spittal an der Drau, verhaftet, fristlos (ohne Bezüge) entlassen und samt seiner Familie (Frau und fünf Kinder, vier davon noch schulpflichtig) aus der Gemeinde ausgewiesen. Nach seiner Enthftung zogen wir im Sommer 1938 nach Klagenfurt und erhielten dort als Wohnung nur einen umgebauten Pferdestall (zirka 55m², ohne Wasserleitung, ohne WC). Mein Vater erhielt 1939 nach Ansuchen eine Zweidrittel-Pension zuerkannt.

Ich selbst maturierte im März 1940 an der Lehrerbildungsanstalt Klagenfurt und wurde gleich angestellt, aber im Sommer 1940 aus politischen Gründen aus dem Schuldienst (ohne Bezüge) entlassen. Während dieser Zeit war ich zu Hause bei meinen Eltern in Klagenfurt und lebte in schwierigsten finanziellen Verhältnissen, da unser Vater erst nach längerer Zeit eine Anstellung

im »Bischöflichen Ordinariat« fand. 1941 wurde ich – für die Dauer des kriegsbedingten Lehrermangels – wieder angestellt, erhielt aber für die Zeit meiner Entlassung damals und bis zum heutigen Tag keinerlei Entschädigung.

Im Juni 1943 wurde mein Vater neuerlich wegen NS-feindlicher Einstellung und Betätigung von der Gestapo verhaftet und im August 1944 vom Volksgerichtshof Berlin mit mehreren anderen Widerstandskämpfern zum Tode verurteilt. Gnadengesuche waren erfolglos, denn am 15. April 1945 wurde er in Stein an der Donau (im Zuchthaus) mit 43 anderen politischen Mithäftlingen durch SS-Schergen per Genickschuss hingerichtet.

Franz Bernthaler war wegen Vorbereitung zum Hochverrat zum Tode verurteilt und ins Landesgericht für Strafsachen Wien überstellt worden. Am 5. April 1945 wurde er zusammen mit 45 weiteren zum Tode verurteilten Regimegegnern zu Fuß in Richtung Strafanstalt Bernau in Bayern in Marsch gesetzt. Zwei Häftlingen gelang unterwegs die Flucht, sodass am 9. April 44 Häftlinge in der Strafanstalt Stein ankamen. Hier entließ Generalstaatsanwalt Johann Stich die Wachmannschaften und verunmöglichte damit den Weitertransport. Damit schuf er einen Vorwand, die Regimegegner gemäß den damals geltenden verbrecherischen Richtlinien des Reichsministeriums für Justiz am 15. April erschießen zu lassen.⁶

Oskar Riegler*, Simbabwe: »Nach sechzig Jahren wurde mir ein Opferausweis ausgestellt«

Mein Bruder und ich wurden mehrere Male während des März 1938 in Wien von der NSDAP verhaftet und mussten Trottoirs und Mauern waschen oder die Slogans⁷ abkratzen. Es gelang uns sowie unserer Mutter, ein Ausreisevisum zu bekommen, und wir fuhren nach Mailand. Mein Vater gab seine Rechtsanwaltskanzlei in Wien auf und emigrierte nach Prag, seine Heimatstadt. Er war in Böhmisches Leipa geboren. Am Anfang war es ihm möglich, uns Geld zu schicken, bis er verhaftet und in das KZ Theresienstadt gebracht wurde. Wir haben ihn nie wiedergesehen. Die Lebensverhältnisse wurden dann ziemlich schwer bis November 1940, als mein Bruder und ich ins Gefängnis von Mailand kamen. Nach drei Jahren im KZ und unserer Befreiung dienten wir beide in der englischen Armee. Die italienischen KZ-Verhältnisse waren primitiv und das Essen sehr einfach. Wenn man kein Geld hatte, musste

man den Gaben der italienischen Bevölkerung dankbar sein. Die Zeit der Flucht in den Bergen war schwer und da ich Malaria bekam und keine Medizin bekommen konnte, waren es wieder die italienischen Bauern, die mein Leben retteten.

Meinem Vater gelang es von Prag aus, uns temporäre tschechische Pässe zu verschaffen, die natürlich dann vom deutschen Konsul in Mailand eingezogen wurden. Mein österreichischer Pass wurde mir bei der Verhaftung in Mailand abgenommen.

1948 emigrierte ich mit meiner Frau und meinem Sohn nach Süd-Rhodesien. Da ich keinen Pass hatte, gaben mir die italienischen Behörden einen Nansen-Pass.⁸ In Süd-Rhodesien wurde ich eingebürgert und im Oktober 1979 erwarb ich wieder die österreichische Staatsbürgerschaft. Obwohl ich in Laibach geboren wurde, bin ich nie jugoslawischer Staatsbürger gewesen. Ich möchte noch erwähnen, dass meine Mutter von italienischen Freunden aufgenommen wurde und glücklicherweise den Krieg überlebte. Es gelang mir, sie nach Süd-Rhodesien zu bringen, und sie war mit uns bis zu ihrem 80. Lebensjahr.



Ich möchte noch mitteilen, dass mir nach zirka sechzig Jahren ein Opferausweis zugestellt wurde. I am also very grateful to the Nationalfond[s] of Österreich for this sincere gesture of goodwill and also that the Heimat hat uns survivors noch nicht vergessen.

Bitte entschuldigen Sie mein »holpriges« Deutsch, ich habe wenig Gelegenheit, es zu sprechen. Vielen Dank für das Interesse an den survivors!

Aus den vorgestellten Lebensgeschichten, die alle im Zusammenhang mit einer Antragstellung an den National- und/oder Allgemeinen Entschädigungsfonds geschrieben wurden, geht sehr deutlich hervor, wie wichtig es den Betroffenen auch in diesem Rahmen war, ihr erinnertes Leben zu einem erzählten Gedächtnis werden zu lassen. Auch zeigen sie, worauf es den Überlebenden wirklich ankommt: Obwohl es sich bei diesen Schilderungen um Anträge auf finanzielle Entschädigung handelt, kommen darin ganz andere Anliegen zum Ausdruck. So ist beispielsweise der größte Wunsch von Felice Mathur, das Schicksal ihres Vaters und ihrer Schwester zu erfahren, den auch wir, trotz intensiver Recherchen, nicht erfüllen konnten. Hier werden die Grenzen von dem, was Restitution leisten kann und was nicht – unabhängig von der materiellen Problematik –, deutlich. □

Anmerkungen

- 1 *Ihnen gilt mein ganz besonderer Dank für ihre Bereitschaft, ihre Lebensgeschichten zur Verfügung zu stellen. Die mit Sternchen (*) gekennzeichneten Namen sind frei erfunden, um die Anonymität der betreffenden Personen zu wahren. Jede Ähnlichkeit oder Deckungsgleichheit mit einer Person, die diesen Namen trägt, ist rein zufällig.*
- 2 *Die Lebensgeschichten wurden mit wenigen redaktionellen Änderungen so authentisch wie möglich wiedergegeben. In diesem Zusammenhang gilt mein besonderer Dank Dr. Nina Bjalek für ihre Unterstützung bei der Auswahl der Lebensgeschichten und der Kontaktaufnahme zu unseren AntragstellerInnen. Helmut Wartlik ist besonders für seine Recherchen und das Lektorat dieses Artikels zu danken.*
- 3 *Emailliertes Abzeichen der Vaterländischen Front für Schüler und Schülerinnen (dreieckiger Fahnenwimpel nach rechts zugespitzt, im weißen Streifen mit goldener Schrift »seid einig«, ein grünes Eichenblatt zwischen beiden Wörtern).*
- 4 *Auch die zusätzlichen Recherchen des Nationalfonds blieben erfolglos.*
- 5 *Kurt Huber ist im Mai 2001 verstorben. Ich bedanke mich bei seinem Sohn für die Einwilligung zur Veröffentlichung der Lebensgeschichte seines Vaters.*
- 6 *Vgl. dazu: Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes (Hg.), Widerstand und Verfolgung in Niederösterreich 1934–1945. Eine Dokumentation, 2. Auflage. Wien 1984, 554–557. Für diese Information gilt mein Dank Dr. Claudia Kuretidis-Haider.*
- 7 *Jüdische Männer und Frauen wurden von SA-Mitgliedern, Angehörigen der HJ und NS-Sympathisanten gezwungen, mit Reib- und Zahnbürsten Krukenkreuze und Schuschnigg-Wahlparolen von Gehsteigen und Hauswänden zu waschen.*
- 8 *Ein 1922 vom Forscher und Hochkommissar des Völkerbundes für Flüchtlingsfragen, Fridtjof Nansen, entworfener Pass für staatenlose Flüchtlinge und Emigranten, für den er auch mit dem Friedensnobelpreis ausgezeichnet wurde.*